

HEINRICH ZSCHOKKE

# ABAELLINO DER GROSSE BANDIT



# Abaellino

[Titelseite](#)

[Vorrede](#)

[Erstes Kapitel: Venedig](#)

[Zweites Kapitel: Die Banditen](#)

[Drittes Kapitel: Die Banditenwohnung](#)

[Viertes Kapitel: Banditenphilosophie](#)

[Fünftes Kapitel: Die Einsamkeit](#)

[Sechstes Kapitel: Rosamunde, die schöne Nichte des Dogen](#)

[Siebentes Kapitel: Fortsetzung](#)

[Achtes Kapitel: Entdeckungen](#)

[Neuntes Kapitel: Mollas Häuschen](#)

[Zehntes Kapitel: Der Geburtstag](#)

[Elftes Kapitel: Flodoard](#)

[Zwölftes Kapitel: Neuer Lärm](#)

[Dreizehntes Kapitel: Das Veilchen](#)

[Vierzehntes Kapitel: Abaellino](#)

[Fünfzehntes Kapitel: Die Entdeckung](#)

[Sechzehntes Kapitel: Flodoard und Rosamunde](#)

[Siebzehntes Kapitel: Ein fürchterliches Versprechen](#)

[Achtzehntes Kapitel: Die nächtliche Verschwörung](#)

[Neunzehntes Kapitel: Der wichtige Tag](#)

[Zwanzigstes Kapitel: Höllenangst](#)

[Einundzwanzigstes Kapitel: Geistererscheinungen](#)

[Zweiundzwanzigstes Kapitel: Nachschrift](#)

[Empfehlungen für AutorInnen und LeserInnen](#)

[Impressum](#)

# **Abaellino**

## **der große Bandit**

von  
Heinrich Zschokke

Dieser Roman erschien zuerst im Jahr 1794.

Diese Ausgabe wurde aufbereitet und herausgegeben von SkriptArt 2017.

[www.skriptart.de](http://www.skriptart.de)

### **Anmerkungen zur Transkription**

Dies ist die Wiedergabe eines ursprünglich in Frakturschrift gesetzten Werkes aus dem 18. Jahrhundert. Variierende Schreibweise, ungewohnte Grammatik und Interpunktion des Originals wurden nicht der heutigen Schreibweise angeglichen. Lediglich offensichtliche Druckfehler sind korrigiert worden.

# Vorrede

Troz dem, daß man in unserm Decennio nur romantische Szenen der Vorwelt, Rittergeschichten, Sagen der Vorzeit, Begebenheiten aus den Tagen des Faustrechts lesen will, schreib ich doch, wenn ich denn einmal etwas zum Lesen schreiben will, nichts davon. Ich habe den Grundsatz, der Schriftsteller müsse sich nie nach den Launen der Leser, sondern der Leser nach den Launen des Dichters bequemen. All unsre Romanschreiber, die dem Publikum mit Rittermärchen aufwarten, haben eine große Aehnlichkeit mit den Musikanten, die nach der Laune der Tänzer bald eine Menuet leiern, bald einen Walzer geigen müssen.

Sobald ich nun einmahl den Einfall habe meinen Lesern etwas zu erzählen; so ists mir gleichviel, was ich ihnen erzähle, aber mehr darauf denk' ich wie ich ihnen erzähle. Es gilt mir gleichviel, ob ich ihnen ein morgenländisches oder abendländisches Märchen, eine Lüge oder Wahrheit vorschwazze, aber in allen diesen Plaudereien bemühe ich mich die Natur, wie sie ist, oder sein könnte, darzustellen. Ich nehme gewisse Charaktere und führe sie durch eine Reihe von Situationen, und beobachte, wie sie sich in all diesen Verhältnissen ausnehmen. Darüber freu' ich mich selber.

Aber diese Charaktere, so genau ich sie auch immerhin zeichnen mag, pflegen gewöhnlich am Ende der Geschichte ganz anders dazustehn, als im Anfang. Nun muß man darüber nicht böse werden und denken: die Charaktere werden sich untreu! nein. Ein andres ists mit der Schilderung des Menschen im Roman, und ein andres in dem Drama.

Das Drama umfaßt, wenn es regelmäßig ist, nur einen kurzen Zeitraum. In einem Tage oder drei Stunden verwandeln sich die Menschen nicht so leicht — hier kann sich ihr Charakter von der ersten bis zur letzten Szene gleich bleiben; hier veranlassen die Charaktere gewisse Ereignisse, Handlungen, und große Begebenheiten.

Aber im Roman veranlassen und bilden gewisse Ereignisse und Begebenheiten den Charakter des Menschen, wiewohl auch dieser Einfluß auf jene hat; das menschliche Gemüth wenn es durch eine Reihe von Begebenheiten geführt wird, nimmt von der Farbe einer jeden etwas an sich, diese vermischt sich endlich und daher oft der bunte Charakter mancher Menschen. Drängt sich der Sterbliche durch viele schwarze Situationen, kein Wunder, wenn seine Gemüthsstimmung zuletzt dunkel und ernst wird; wird er geführt durch rosenfarbne Verhältnisse, wer wundert sich dann noch über seinen frohen Humor?

Aber nicht genug, daß ich Menschencharaktere unter allerlei Gesichtspunkten und Verhältnissen betrachte: so hab ich auch das einzig mögliche Prinzip jeder psychologischen Aesthetik, den Zweck der edlen Kunst stets vor mir, wodurch die Künste allein zur möglich erhabensten Stufe der Vollkommenheit emporgeführt werden können:

Regelmäßige Mittheilung guter Empfindungen.

Und erreiche ich diesen Zweck, erzeuge ich in meinen Lesern nur dann und wann das moralische Gefühl, jenes reine Wohlgefallen an große, tugendhafte Handlungen und Gesinnungen, schwillt von Liebe, Mitleid und Freundschaft nur ein Busen; spricht nur ein Leser zu sich selber: handle in deinen Verhältnissen, bei deiner Erziehung, bei deinen Kenntnissen so gut, so schön, als dieser, oder jener in dieser Erzählung; fache ich nur einem Herzen den Enthusiasmus für Sittlichkeit und Tugend an, dann — dann hab ich überwunden, dann ruf ich: Triumph! auch die mir sparsam zugemessenen Augenblicke der Einsamkeit und Erholung von ernstern Geschäften sind meinen Mitbrüdern wohlthätig geworden!

So, meine Leser, kleid' ich in das Gewand der Fabel Natur und Wahrheit, und beziele jeder Dichter diesen herrlichen Gegenstand, wahrlich: so würden wir nicht so viel unleidliches, geistloses Gewäsch anhören müssen, woran sich heuer unsre entnervten Knaben und Mädchen bas ergötzen; so würden unsre Kunstrichter und Rezensenten nicht auf die Fabel, sondern auf ihren innern

Werth, nicht auf das Continens sondern das Contentum sehn. Der Dichter ist in dieser Rücksicht zu beurtheilen wie ein Maler, der Ideale oder Wirklichkeiten, Menschen mit Flügeln, oder im Uiberrok hinzeichnet, nicht um der Flügeln, oder um des Uiberroks willen, sondern um Empfindungen des Guten, Edlen und Schönen im Zuschauer zu entwikkeln.

Leute, die mich persönlich kennen, dürften mir auch hier wieder den Vorwurf machen: warum schreiben Sie nichts solideres, nichts nützlicheres?

Antwort: sobald ich fühle, etwas Neues, Gutes, Nützliches in andern Disziplinen der menschlichen Erkenntniß anzeigen zu können, werde ich nicht dazu träge sein. Aber das Sprüchwort: quid valeant humeri, quid ferre recusent bedenk' ich auch hier.

Der Dichter ist überdies, wenn er den Zweck seiner Bestimmung erreicht, der menschlichen Gesellschaft so nützlich, als der Staatsmann im Ministerio und der Gelehrte auf dem Katheder. Ein elender Dichter im Gegentheil ist eine eben so große Null in der Schöpfung, als das Genie eines Holzhackers im Ministerio und ein geistloser Kohlkopf auf dem Katheder.

Ich wünschte gern durch Winke guter Kunstrichter das erhabne Ziel des Dichters erreichen zu können — also keinen Vorwurf darüber, daß ich — nur einen Roman schrieb! —

Amen!

# Erstes Kapitel: Venedig

Es war Abend. Ungeheure Wolkenstreifen, halb vom Schimmer des Mondes erleuchtet, bogen sich rippenförmig am Horizont hinab und durch ihnen schwamm der Vollmond in stiller Majestät hin, und sah sich verherrlicht von jeder Welle des adriatischen Meers. Still wars umher, leise tanzten die Wogen am Winde, leise hauchte der Nachtwind über die toten Palläste Venedigs hin.

Da sas noch ein junger Mann, einsam und traurig in der Mitternachtsstunde am langen Kanal; bald hob er das Auge zu den stolzen Zinnen und Thürmen von Venedig empor, bald senkte er den Blick in die Wellen. Nach einer Weile sprach er:

„Verdammt! da sizze ich nun in Venedig, und weis nicht, wie weiter! Was soll daraus werden? Alles schläft, nur ich nicht. Der Doge wälzt sich auf seinem Dunenlager, der Bettler auf seinem Strohbett — und ich lieg hier auf der kalten, nakten Erde. Der elendeste Gondelier, der ärmste Boots knecht kennt am Tage seine Arbeiten und Nachts seine Ruhestatt, und ich — und ich — o es ist ein schreckliches Schiksal, das mit mir sein Spiel treibt! —“

Er fing an seine Taschen zu untersuchen, mit den Fingern jede Falte des Kleides zu biegen, und zu visitiren.

„Auch keinen Heller! — und mich hungert doch!“

Er besah seinen Degen im Mondschein und seufzte: „Nein, alter, treuer Gefährte, dich verkauf ich nicht; sollst mein bleiben und wenn ich verhungerte. Nicht wahr, damahls wars noch goldne Zeit, als dich Emmoine mir gab, mir das Bandelier über die Achseln warf, und ich dich und Emmoinen küßte — (Pause) Sie ist nun tod, wir beide leben noch!“

Er wischte sich eine Thräne von den Wimpern.

„Nein, das war keine Thräne; die Nachtluft geht kühl und da wird das Auge leicht nas. (Lächelnd) Hm, ich weinen! — weinen! ha, ha, ha! —“

Der Unglückliche, dies schien er, wenigstens seinen Reden nach zu sein, stämmte den Ellbogen auf die Erde, wollte mit den Zähnen knirschen — und pfiff. — „Ich müßte nicht Ich sein, dachte er bei sich: wenn ich kleinmüthig würde unter dem Fluch des Schicksals.“

In dem Augenblick hörte er in der Nachbarschaft ein Geräusch. Er sah in einem vom Monde halbhellen Nebengässchen einen Kerl auf und niederschleichen.

„Den führt mir Gott zu — ich will — ich will betteln! Betteln ist keine Schande, aber neapolitanische Schurkereien schänden. Auch, der Bettler kann gros denken.“

Mit diesen Worten sprang er auf und ging in die Winkelstraße. In eben den Moment trat von der andern Seite ein Mensch in diese Gasse. Der schleichende Kerl trat mit einemmale in den Schatten zurück, als versteckte er sich vor dem Ankommenden.

„Was soll das bedeuten?“ dachte unser Bettler: „ist der Schleicher dort etwa ein unbefugter Handlanger des Todes? haben ihn auch Vettern und Basen bestochen, um das Geld desto ruhiger in Besiz zu nehmen, was dem armen Schelm izt noch angehört, der dort so unbefangen herschlendert? warte!“

Er zog sich in den Schatten zurück und schlich dem Lauerer nahe, der keine Bewegung machte. Der fremde Mann war schon dem Lauerer und unserem Bettler vorüber, als jener mit bangen Schritten rasch hinter ihn her schlich, die rechte Hand erhob, worinn ein Dolch schimmerte, und eh' er sich versah von dem Bettler zu Boden gestürzt wurde.

Der fremde Herr drehte sich um; der Bandit sprang auf und entfloh; der Bettler lachte.

„Was war das?“ fragte der Fremde?

„„Ein Spas, der Euch, mein Herr, das Leben rettete.““

„Mir? Wie so?“

„„Die flüchtige Masette schlich hinter Euch her wie ein lauernder Kater und hatte den Dolch schon gehoben. — Ich dachte Ihr gäbet mir dafür ein

Stück Geld, denn bey meiner armen Seele, mich hungert und dürstet und friert.“

„Euch Spitzbuben, und eure Kniffe kennt man; Ihr habt euch zu dem Spas beredet, um mir die Börse abzuplündern und einen großen Dank für mein gerettetes Leben dazu. Geht mir, geht, und grellt die Leichtgläubigkeit des Dogen selber, nur an Buonarotti wagt euch nicht!“

Der arme, hungernde Bettler stand bestürzt da und sah den pfiffigen Herrn an.

„Nein, so wahr ich lebe, Herr, ich lüge Euch nichts vor — es ist mein Ernst, ich sterbe die Nacht vor Hunger.“

„„Geht, sag ich Euch, oder — —““ der Unbarmherzige zog bey diesen Worten ein geheimes Schiesgewehr hervor und drohte.

„Donner und Wetter, bezahlt man in Venedig die guten Thaten so?“

„„Die Sbirren sind in der Nähe, wie Ihr wißt, also — —““

„Zum Teufel, seht Ihr mich denn für einen Banditen an?“

„„Ich sage Euch, mache keinen Lärmen!““

„Hört, Buonarotti heißt Ihr? ich will mir doch den Namen des zweiten Schurken aufschreiben, den ich in Venedig kennen lernte. (Mit schreklicher Stimme) Und wenn du, Buonarotti, jemals den Namen Abaellino hören solltest, dann zittre!“

Abaellino drehte sich um und verlies den Unerbittlichen.

## Zweites Kapitel: Die Banditen

Der Unglückliche durchkreuzte izt Venedig, er haderte mit dem Schiksal, lachte und fluchte, stand zuweilen still, als übersänn' er einen großen Plan, eilte zuweilen fort, als flög er ihn zu vollführen.

An einem Ekstein der prächtigen Signoria gelehnt, überdachte er die ganze Summe seines Elendes. Es schien sein irres Auge Trost zu suchen, aber er fand ihn nicht.

„Das Schiksal bat mich zum Abentheurer oder gar zum Bösewicht verdammt! tief er in einer Ekstase seines Mismuths: denn warum muß der Sohn des reichsten Neapolitaners als Bettler, die Barmherzigkeit der Venetianer anflehen? Ich, der ich Geist und Kraft zu großen Thaten in mir fühle, muß hier umherschleichen und darauf sinnen, wodurch ich mir das Leben wider den Hunger bewahre. Menschen, die ich sonst satt fütterte, die an meiner Tafel im Cyprier ihre Mükkenseelen berauschten und die Lekkerbissen fremder Welttheile von meinen Schüsseln naschten, werfen mir jezt keine verschimmelte Brodrinde zu. — O, das ist abscheulich, abscheulich von Menschen und vom Himmel! —“ Er schwieg, schlug die Arme untereinander und seufzte: „Doch, nein, so ists recht, ich will alle Grade des menschlichen Elendes durchwandern, und allenthalben mir gleich bleiben, und allenthalben gros sein. — Jezt bin ich nicht mehr der Graf Obizzo, um den Neapel einst buhlte — ich bin der Bettler Abaellino. Ein Bettler! in der Ordnung menschlicher Stände der lezte, aber doch — im alphabetischen Namenverzeichnis aller Hungerer, Pflastertreter und Taugenichtse der erste!“

Ein Geräusch entstand. Abaellino horchte umher, er war den Schleicher gewahr, den er vor einer halben Stunde zu Boden geworfen hatte, in Gesellschaft dreier andern. — Sie suchten. „Und sie suchen dich!“ sagte Abaellino leise zu sich selber, und gieng ein paar Schritt vor, und pfiß ihnen.